

Der Kakadu.

51

Erzählung von Anna Croissant-Rust.

„Mit der nicht, gewiß nicht, beruhigen Sie sich.“

Huller zuckte die Achseln und schwieg.

„Wann kommt sie?“

„Nächsten Samstag schon.“

„Da wollen wir ein bißl lustig sein, ein bißl Empfang feiern, Sie brauchen's, Frieda! Sie werden gewiß fröhlicher werden, wenn Sie ein junges Geschöpf um sich haben, gewiß, und das ist gut, also feiern wir? Ja? — Und dann werfen Sie all den alten Vergangenheitskram fort, denken Sie, das ist aus, ist vorbei! Schrumm! Schütten's zu, die ganze Grub'n, und lachen Sie drüber, dann sind Sie frei, dann können Sie wieder leben.“

Aber sein Uebermut und seine Heiterkeit konnten sie nicht anstecken. Sie war müde und wollte nach Hause fahren; die Pferdebahn war gedrückt voll und sie wurden getrennt, auch auf dem kurzen Nachhauseweg kamen sie zu keinem richtigen Gespräch. Frieda blieb verstimmt und traurig.

Unter der Haustür blieb Huller stehen, straffte seinen Rücken und stand militärisch gerade. „Eins — zwei — dreil Kopf in die Höhe, Frieda! Jetzt zieht die Freude ein. Wir schreien hurra! Sie und ich auch, denn mit der Kunst die Freude! — Na ja! — Sie machen mir auch keine, wenn Sie immer in den alten Geschichten herumstochern! Ich allein kann Sie nicht frei machen, von innen heraus muß es kommen“ — und in einem plötzlichen warmen Antriebe bückte er sich und küßte ihre Hand, von der sie schon den Handschuh gezogen.

„Sie verdienen es, Sie Gute.“

Frieda zitterte, als sie die Treppe hinaufsprang, und droben mußte sie sich gleich setzen. Das Gesicht in die Hände gedrückt, blieb sie lange unbeweglich. Dann kam ein Schauer über sie, die Achseln zuckten, die Brust hob sich, und dicke Tränen fielen zwischen ihren Fingern durch. Sie wußte nicht, was sie so traurig machte. Es war nicht die Erinnerung an ihre Jugend, nicht die Vergangenheit, nicht ihre Sehnsucht, es war die Liebe.

Am Samstag kam das „Resl“ wirklich. Schon vor sechs stand Huller auf der Lauer, jemand mußte doch da sein, vielleicht traute sie sich nicht herein, denn es stand groß angeschrieben: „Vor den Hundten wird gewarnt“. Aber das fiel dem Resl gar nicht ein. Sie kam in einem Fiaker, mit einem ziemlich großen Koffer, den ihr Huller gleich beim Eingang abnahm. Sie machte allseitig Furore; natürlich hatte sie sich möglichst schön gemacht und sah wirklich elegant aus. Man war nicht umsonst bei Weidner!

Die seine Toilette und der Fiaker verstimmten Frieda etwas, auch die neugierigen Augen ringsum. Resl war aber so unbefangen dabei, konnte so herzlich danken und sich so schüchtern und bescheiden geben, daß sie nicht böse bleiben konnte. Zum Anbeißen sah das Mädchen aus mit der Apfelblütenhaut und den vollen roten Lippen, die ordentlich gespannt und prall waren. Huller schaute sie beständig an, während er hinter den zweien dreinstolperte. Der Koffer war sehr schwer, und er wollte doch mitkommen! Für „das Haus“ war es ein großes „Gaudium“, daß sich das Dromedar so abzappeln mußte. Aber er gab nicht nach, immer leuchtete er dicht hinterdrein, und immer hingen seine Augen an Resl. Na ja, etwas reif waren ihre Formen freilich für ein so junges Ding, sie sah viel eher wie eine junge Frau aus, der Nacken war voll und kurz, die Hüften sehr entwickelt.

Na, die gute Frieda, wenn sie sich nur nicht verrechnete in ihrer Güte, denn kokettieren konnte das Mädchen, daß es nur so eine Art hatte!

Freilich im Verlauf des Abends verging der Eindruck wieder.

Resl hatte sich umgezogen und kam in einer ganz einfachen Bluse und einem weißen Schürzchen. War sie vorher eine Dame gewesen, so sah sie jetzt entzückend aus mit ihren etwas trägen, müden Kinderbewegungen und mit ihrer Unbeholfenheit in häuslichen Dingen.

„Ich möcht' ja gern helfen, Fräulein von Hausaus, aber

ich bring's nicht zusammen, Sie wissen ja, die Mutter hat mich nicht lassen. Wenn 'ch was unrecht mach', sagen Sie's halt, ich bitt' gar schön.“

„Aber Kind, Du machst ja alles so nett!“

Frieda brachte es nicht übers Herz, ihr zu sagen, daß sie in hohem Grade linksch war und ihr nur im Wege herumstand. Und wie rührend bemühte sich das Resl, hochdeutsch zu reden, sie hatte ja sonst ein ganz gräuliches Münchenerisch gesprochen! Das tat sie ihr zulieb, sie wußte, daß sie es nicht leiden konnte. Das war doch reizend! Auch Huller fand das augenscheinlich.

Heute hatte Frieda schon den ganzen Tag nachgedacht, wie sie es wohl einrichtete, daß Huller jetzt nicht mehr so oft käme, wo das Resl da war. Er war nichts für das Mädchen; natürlich wollte er jetzt erst recht kommen und „das Haus“, das sich allmählich, wenn auch knurrend, an ihre Kameradschaft gewöhnt hatte, wurde dann aufs neue wieder erregt und „schäumte“ in unnötigen Klatschereien auf. Dem mußte sie vorbeugen und mit Huller reden, denn sie war verantwortlich für das junge Ding, das fast noch ein Kind war und bemuttert werden mußte. Es war denn doch etwas anderes, Huller und die Kleine und Huller und sie. Ein komisches Verhältnis übrigens, er bemutterte sie nämlich stets. Auch diesen Abend wieder. Er richtete den Teetisch, er kochte Tee, er war voller Fürsorge, daß sie alles Gute auf dem Teller hatte, und er ließ sie gar nichts tun, wobei ihm das Resl fleißig zu assistieren versuchte.

„Ja, wenn Sie das Resl anlernen, mich so zu verwöhnen, daß ich gar nichts mehr tun darf, bin ich bald überflüssig.“ scherzte Frieda.

„Natürlich muß das Fräulein mir helfen. In allem. Sie muß auch mithelfen, daß Sie wieder lustig werden, so wie wir zwei! Wir sind frohe Menschen, wir scherzen uns den Kuckuck um anderer Leute Nasen und böse Zungen, wir sind frei, nicht Fräulein Meier! Ich hab's Ihnen ja gleich angesehen, daß Sie sich nichts aus den umgebenden Klaffern machen. Jetzt schaut sie! Das versteht sie nicht! Macht nix. Auf's Wissen kommt's nicht an, nur auf die Praxis und die hat das Meierl, mein' ich immer, gelt? — Verzeihen Sie, Fräulein Frieda, ich schwäche ja Blech, und vergesse, daß Sie keinen Tee mehr haben! Schimpfen Sie nur tüchtig, das soll Ihnen gut tun und mir auch.“ Und kniend bot er ihr eine Tasse Tee an. Er war ganz wie ausgewechselt, voller Unruhe und Erregtheit.

„Ich will nämlich nur dem Fräulein Resl zeigen, wie sie Sie behandeln muß. Wenn das getan ist, und sie hat es endlich kapiert — schnell geh's nicht bei ihr! — setzen wir Alten uns zur Ruhe und lassen uns von der blühenden Jugend bedienen.“

„Freilich hab' ich's schon kapiert. Sie, da kennen's mich schlecht. Darf ich den Herren Eltern vielleicht eine Maß Bier holen? Ich hab' selber einen Mordsdurst nämlich, auf Bier, mein' ich; auf den Tee kann ich verzichten.“

„Fräulein Resl, Ganymed bin ich, das ist nämlich so was wie Schenkellner, also bin ich verpflichtet, für die jeweiligen Getränke zu sorgen. Unmöglich können Sie auch die nächsten Brennpunkte des Münchener Daseins, Bier und Wirtshäuser finden —“

„O jel! Ich find' jedes Wirtshaus, ich hol's Bier!“

„Nein, ich erlauben Sie äitiast!“

„Wo ist der Maßkrug?“

„Ich werde mich hüten, Ihnen meine Attribute auszuliefern! Ja, schauen Sie nur! Attribute sind etwas Schenuliches, Gräuliches, Fürchterliches! Man muß gewappnet sein bis an den Hals, wenn man sich getrauen darf —“

Zulezt gingen sie miteinander. Auf der Stiege schon sprach ihr Huller sein Wohlgefallen aus, auf dem Hof hieß er sie kurzweg Resl, und im Zurückgehen fragte er das „schöne Mädchen“, ob es ihn nicht ein wenig gern haben könne.

Resl erwiderte gar nichts; es war, als habe kein Ton von dem, was er gesprochen, ihr Ohr berührt. Huller war baff. War sie zornig, hatte er sie unterschätzt, sich im Ton vergriffen und sie etwa wirklich gekränkt?

Auf der Stiege ging sie voraus und er nahm sie plötzlich fest um die Taille.

„Bist Du mir böse, Du?“

Sie schlug nach ihm, aber nur ganz leicht: „Sie!“ Es klang vorwurfsvoll, doch gar nicht recht zornig. Er dachte sich ihr Gesichterl dazu, die zusammengezogenen Augenbrauen, die halb drohend aufgeworfenen Lippen.

„Gelt, Du möchtest lieber einen Kuß?“ flüsterte er und suchte sie aufzuhalten, doch sie sprang schnell die letzten Treppenstufen hinauf:

„Kamell!“ raunte sie ihm leise zu, als er halb verwirrt die Tür öffnete, und er sah, daß sie ihn anlachte. Drinnen war sie wieder wie vorher, schüchtern, bescheiden, lieb. Guller war voller Bewunderung, daß sie sich so schnell zurecht fand, denn ihm machte es Schwierigkeiten, den Unbefangenen zu spielen, und das „Fräulein Resl“ blieb ihm immer im Halse stecken. Nach und nach ging es freilich, aber ein unangenehmes Gefühl Frida gegenüber wurde er nicht los. Erst als sie später Wein trank, kam ihm die Stimmung wieder.

Er plauderte von allem möglichen; von der Akademie, von seinen Freunden, von seinen Arbeiten.

„Mein Atelier müssen Sie sehen, Fräulein Resl!“

„Aber ich versteh' nichts davon!“

„Sie mögen halt nicht!“

„Ich mag schon, wenn Fräulein von Kausnik mitgeht.“

Guller biß sich auf die Lippen. Er war wieder klar rechter Löpel gewesen! War es ihm denn je eingefallen, Frida zu bitten? Sie schien ihm auch verstimmt, obwohl sie heiter erwiderte: „Ja, liebes Kind, mich hat Herr Guller noch nie eingeladen!“

„Aber!“ Resl riß die Augen weit auf, schaute ihn mit einem Verziehen der Mundwinkel nach abwärts an und sagte halblaut: „So ein Kamell!“

„Dromedar, bitte, heiße ich, ich habe nämlich nur einen Höcker! Uebrigens, Fräulein Frida, Sie sehen wieder einmal, daß ich ein Bauer bin. Es ist mir nie eingefallen, Sie zu bitten, zu mir zu kommen, weil es selbstverständlich war, daß Sie kommen könnten, wann Sie wollten. Ich hab einmal keine Manieren. Schließen wir einen Pakt. Sie erziehen mir einiges an, und ich erziehe Ihnen einiges ab. Aber Sie haben ja mein Atelier schon gesehen! Natürlich, wenn auch nicht in Tagesbeleuchtung!“ (Fortf. folgt.)

Die Darmstädter Ausstellungen.

Der Ruhm der Jahrhundertausstellung vom Jahre 1906 hat einige junge Kunsthistoriker und ellihe spekulative Händler nicht ruhen lassen. Sie taten sich zusammen und beschloßen, eine Ausstellung zusammenzubringen, die nicht weniger als die Jahrhundertausstellung in der Berliner Nationalgalerie dazu beitragen sollte, die Geschichtsauffassung von dem Umfang und den Entwicklungsgängen der deutschen Kunst zu verändern. War damals die Zeit von 1800 bis 1900 erschlossen worden, so sollte nun die Spanne von 1650 bis 1800 daran kommen. Das Programm des neuen Unternehmens verkündete: es solle der Beweis erbracht werden dafür, daß Deutschland trotz der Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges eine beachtenswerte Kunst hervorgebracht habe, daß Deutschland trotz seiner politischen Wirrnis, seiner wirtschaftlichen Ohnmacht und seiner kulturellen Abhängigkeit eine eigene, von Frankreich und England gelöste Schönheit in der Malerei und in der Plastik zu leisten vermocht habe. Programme sind, wenn es sich um die zarten Vorgänge im Lebensgebiete der Künste handelt, immer gefährlich; sie sind es doppelt, wenn sie, wie das hier geschehen ist, eine Vermutung zur Tatsache erheben möchten. Die Ueberraschungen der Jahrhundertausstellungen vom Jahre 1906 hatten sich unerwartet eingestellt, wie besondere Freuden des Sommers sich einzufinden pflegen; in Darmstadt sollten die anderthalb Jahrhunderte gründlich gepreßt und geschüttelt werden, um aus den letzten ihrer Winkel Unerhörtes herzugeben.

So war es kaum zu vermeiden, daß unter den zweitausend und mehr Nummern, die zusammengebracht wurden, sich mancherlei, sich sogar vieles befindet, was als zweite und dritte Qualität nicht eigentlich eine Auserstehung verdient hat. Man kann auch nicht sagen, daß durch die Darmstädter Enthüllungen irgendwelche neue Perspektiven nach rückwärts und vorwärts sich erschlossen; wir erhalten wohl eine wesentliche Vermehrung unseres Kunstwissens, aber keine eigentliche Veränderung unserer Anschauung, keine eigentliche Bereicherung. Es bleibt trotz der immerhin überraschend großen Produktion doch dabei, daß Deutschland unter den Nachwehen des verhängnisvollen Krieges ungemein viel von jener heiteren Naivität, aus der heraus die Kunstwerke sich gestalten, verloren hatte. Dazu kommt ein anderes. Die Kunst des Barocks und des Rokoko's, um die es sich ja im wesentlichen bei der Darmstädter Ausstellung handelt, ist eine spezifisch höfische Kunst, sie ist dekorativ und dient der Repräsentation des Fürsten. Die Malerei und die Plastik jener Zeiten hatten nicht den Ehrgeiz, für sich allein

zu bestehen; sie wollten im rauschenden Konzert der Architektur als kostbare Instrumente aufspielen. Es lassen sich darum die entscheidenden Reize dieser Malereien, dieser Steinfiguren und Bronzen nur innerhalb des Raumes, für den sie geschaffen wurden, recht beurteilen. Ja, man möchte fast sagen, daß die raschenden Reifröde, die strogenden Kleider, die das Format der Stierblächen in das Pompöse und Olympische steigerten, daß die Frivolitäten der Aristokratie und das feudale Pathos der Periklen lebendig werden müßten, um die Künste aus jenen schwebelnden Zeiten des fanatisierten Persönlichkeitskults zur rechten Wirksamkeit zu bringen. In Darmstadt gibt es von solchen Zusammenhängen, von diesen Lebensbedingungen des Barocks und des Rokoko's nichts zu sehen. Zwar ist die Ausstellung in zwei Geschossen des charaktervollen Schloßbaues, in schön gemessenen Sälen, vortrefflich untergebracht — aber es fehlt die tosende Buntheit und die sinnliche Ueberspannung der Ursprungszeiten. Man sieht die Elemente; es fehlt aber der einende Rhythmus. Viele der jetzt unbedeutend wirkenden Bilder werden an der Wand des Brunkraumes, in dem sie sonst hängen, einen wesentlich stärkeren Reiz zu üben vermögen. Viele dieser Bilder sind ja eigentlich gar nicht Bilder in unserm Sinne; ihr Ehrgeiz war erfüllt, wenn sie zugleich ein Farbfeld im architektonischen Ganzen und eine Apotheose des Fürsten waren.

Solche Einsicht macht es durchaus verständlich, daß die deutsche Malerei von 1650 bis weit in das 18. Jahrhundert hinein nicht die Kraft, noch die leuchtende Eleganz der französischen und englischen Malerei haben konnte. Die Glieder gehören zum Ganzen; die Maler konnten kaum höheren Grades sein, als es die Architekten, die Dekorateurs, die Räder, die Periklenmacher und die Gelegenheitsdichter damals an den deutschen Höfen waren. Für sie alle miteinander gilt, daß sie sich mit dem zweiten Rang bescheiden mußten. Wenn man Potsdam mit Versailles vergleicht, dann hat man, von einigen süddeutschen Residenzen abgesehen, ungefähr den Maßstab für das Verhältnis zwischen der deutschen und der französischen Kultur jener Jahre. Frankreich und England herrschten; aber weniger als Nationen, mehr als die besten Europäer. Das Nationale war in jenen Jahrhunderten, da die Feldherren mit ihren Söldnerscharen von einem Dienst in den anderen zogen, da die Hauspolitik der großen Herrscher mit den Völkern wie mit Waren handelte, von wesentlich geringerer Bedeutung, als wir heute uns dies vorzustellen vermögen. Es war gar nichts Absonderliches, daß Franzosen in Deutschland, Holländer in Frankreich bauten. Die Kunst wurde durchaus international betrieben. Dabei ergab sich mit Notwendigkeit, daß die politisch stärksten, wirtschaftlich reichsten und menschlich begabtesten Völker auf alle übrigen einen fast leitenden Einfluß hatten. Und nun besinne man sich auf das damalige Deutschland, das wie eine verschonte Beute, ohne eigene Sprache, von seiner großen Vergangenheit fast gelöst, der Tummelplatz aller Ausländerei war. Die Bauten der deutschen Fürsten waren Nachahmungen dessen, was in Paris oder in Rom Ruhm verkündete. Ausgeraubt und unendlich vielen Herrschern ausgeliefert, konnte das Volk der deutschen Lande kaum einen Bruchteil von der Fron liefern, die noch immer in die Kassen der Sonnenkönige floß. Die Nachahmungen der deutschen Fürsten mußten darum oft genug sich mit Pseudowerten begnügen. Es ist nur selbstverständlich, daß auf der Darmstädter Ausstellung solche Zustände wieder sichtbar werden. Auch die Malereien, wie sie Deutschland in jenen Zeiten hervorbrachte, waren von der Armllichkeit gestreift. Das Deutsche an ihnen ist weniger etwas Eigenes als ein Mangel: es reicht nicht aus, um französisch sein zu können. Wiederum: man braucht nur an Friedrich II. zu denken. Der Sieger von Rossbach bezog die Planungen seiner Architekturen, seine Philosophie und seine schöne Literatur aus Frankreich. Solche Tatsachen lassen sich nicht aus der Welt schaffen; sie waren von vornherein die Grenzen, über die hinaus die Offenbarungen, die die Darmstädter Ausstellung bringen sollte, nicht greifen konnten.

Wenn nun aber auch Betrachtungen solcher Art notwendig sind, um die Ansprüche der Darmstädter Jahrhundertausstellung auf das richtige Maß zu bringen, so kann doch niemand leugnen, daß es sehr viel Vergnügen bereitet, an diesen endlosen Reichen der Bilder, an diesen mit Silberzeug wohlgefüllten Schränken, an ganzen Scharen von Plastiken, Zeichnungen und Miniaturen vorbei zu spazieren. Man sieht vieles, was bisher in Schlössern und privaten Sammlungen unzugänglich war; man begegnet manchem starren und raffigen Künstler. Dabei braucht man die Dekorationsmalereien, mit denen der französische Marschall L h o r a n e, während er in Goethes Vaterhaus einquartiert war, durch einige Frankfurter Innungsmeister sein Kabinett schmücken ließ (und die eine Belustigung der Darmstädter Ausstellung sind), nicht gar so ernst zu nehmen. Man braucht auch vor der Porträtsfabrik der verschiedenen T i e b e i n e keinen besonderen Respekt zu haben; und kann sich getrost sträuben, den Hofmaler P e s n e, dessen Bilder wohl zu den besten der Ausstellung gehören, für einen Deutschen zu halten. Dann aber kommt man zu R u p e k t h, dessen geschmeidiger Pinsel aus dem Dunkel heraus, vielleicht mit einem letzten Erinnern an die Holländer von Rembrandt, menschliche Gestalten aufleuchten läßt; mit derber, zupackender Manier gibt er das Feiste und Behäbige jener Menschen. R u p e k t h hat Grafen und Edelleute porträtiert; aber es gewittert in ihm eigentlich schon etwas von der Bürgerlichkeit des Anton G r a f f, dieses getreuen Schilderers der Männer vom Geist, der mit gleichem Ernst sich in die Physiognomie Lessings und Klopstocks, Chodowieckis und Gellerts versenkte. Er war eine Verkündigung, eine trodene

und kaum glimmende, auf den Sturz der höflichen Repräsentationsmalerei, an deren Stelle unter dem Sturm der Revolutionen (Grass starb 1813) die nüchternen, der Natur zugewandte Kunst des dritten Standes treten sollte. Von Grass zeigt die Darmstädter Ausstellung, besonders in ihrer sehr interessanten Porträtgalerie, in dieser Phalanx von Leibniz bis zu Goethe ausgezeichnete, ja bewundernswerte Arbeiten: Köpfe von einer Eindringlichkeit der Psychologie, wie sie nur die Zeiten angestrengten Sudens hervorbringen vermögen. Matthieu und Ziesenis, zwei Maler, die einem auf der Darmstädter Ausstellung greifbar nahegebracht werden, Matthieu, ein Schüler des Vesne, nicht von der Kraft dieses Franzosen, aber leichter, darum wohl sympathischer als dieser, Ziesenis ein Virtuose der barocken Geste, der seine adeligen Modelle gewaltig anrichtete, diese beiden haben wir so umfassend wie in Darmstadt noch nicht zu Gesicht bekommen.

Die Landschaftsmalerei mühte sich während jener Jahrzehnte des Gottesdienstes am Menschen ein wenig bescheiden; sie hatte aber doch nicht ganz vergessen können, daß Ruyssdael als ein Pionier durch die Wälder und über die Biesen geschritten war. Weiss, der in Darmstadt gut vertreten ist, darf als ein Nachfolger des großen Holländers genannt werden; Wilhelm v. Kobell erinnert mehr an Potter, er ist blond und lyrisch. Seltsam sind die Püppchen des Salomon Gehrner, wie eine Ankündigung Böllins. Ueberraschend wirken die Skizzen des Maulpertsch: Nepolo kreuzt sich mit Delacroi. Jährliche Bewunderung verlangt Norbert Grund, den man den Somoff des achtzehnten Jahrhunderts nennen könnte.

Es wäre noch manches zu berichten; man könnte die mächtvollen Plastiken des Permoser, gewaltige Apostelgestalten, in deren fliegenden Mänteln der Sturm zu sitzen scheint, man könnte einen kleinen Bronzefuß des Johann Baptist Gagenauer, einen Christus an der Marterssäule, der durch seine hochgedrehte Schulter und das weit herabhängende Haupt etwas von der visionären Kraft Rodin'scher Leidenschaft bekommt, laut rühmen. Man könnte auch manches Gute über die Zeichnungen oder über die Geräte aus Edelmetall sagen. Der Berichterstatter kann nur andeuten, wenn der Katalog der besuchten Ausstellung mehr als vierhundert Seiten stark ist.

Gleichzeitig mit solcher Parade des Barocks und des Rokoko gibt es auf der Mathildenhöhe, dieser berühmten Stätte des jungen Kunstgewerbes, eine Ausstellung der dort hausenden Künstlerkolonie. Man muß wissen, daß auf der Mathildenhöhe das deutsche Kunstgewerbe zum ersten Male vor die breite Öffentlichkeit trat: Behrens, Olbrich, Christiansen und andere zeigten ihre Häuser und ihre Möbel als Proteste gegen den Historizismus vom Ende des vergangenen Jahrhunderts. Jene Ausstellung vom Jahre 1901 war eine Tat. Wenn nun heute, nachdem das damals Begonnene seinen Weg genommen und aus einer Angelegenheit des Enthusiasmus längst eine Selbstverständlichkeit und eine Pflicht geworden ist, abermals ein Neigen von Individualitäten mit Häusern und Möbeln, Teppichen und Gläsern die Mathildenhöhe umkränzt, so bleibt zu fragen: ob solches Feuerwerk nicht zu spät und unnütz abgebrannt wird. Die Herren der Künstlerkolonie, Albin Müller, Koerner und Margold, vergessen, daß die Architektur in Deutschland bereits so weit gediehen ist, daß subjektive Experimente kaum noch irgend welches Lebensrecht haben dürfen, und es in keinem Fall haben, wenn die willkürlichen Individualitäten nicht von ganz ungewöhnlichem Reiz sind. Die Mathildenhöhe 1914 zeigt gegen die von 1901 keinen eigentlichen Fortschritt, nur eine Variante. Während rings im Lande (auch in Hessen und Darmstadt) die Probleme der Qualitätsarbeit erörtert und erstrebt werden, können Ländereien wie die des spintifizierenden „Kunstgewerbes“ nicht gedeihen.

Robert Dreuer.

Im Kosakendorf.

Von Magim Corti.

3]

„Eh' ich mich's versah, waren's sieben Stück geworden, und alle blieben am Leben. Nach und nach wurden es sogar dreizehn — was sollten die mir? Nun rechne mal nach: sie war zweiundvierzig und ich dreiundvierzig; sie war ein altes Weib geworden, und ich: sieh' mich an! Ich kann mich noch immer sehen lassen. Not und Armut kamen mir über'n Hals, die älteste Tochter mußte diesen Winter auf den Bettel gehen — was blieb uns schließlich übrig? Ich trieb mich in den Städten herum — dort sieht man so vielerlei, das einen Leder macht . . . na, und wie ich denn sah, daß ich doch nicht Not schaffte, spudte ich auf alles und ging meiner Wege.“

Der schlauke, hagere Mensch macht nicht gerade den Eindruck, daß er sich überarbeitet hat oder überhaupt die Arbeit liebt. Er bellagt sich auch nicht über sein Schicksal, er erzählt einfach und schlicht, als ob er von einem anderen spräche.

Der Kosak ging foeben an uns vorüber, strich sich den Schnurrbart und fragte mit seiner tiefen Bassstimme:

„Woher seid ihr?“

„Aus Rußland.“

„Da seid ihr alle her,“ sagte er mit einer geringschätigen Handbewegung und schritt nach dem Kircheneingang zu. Seine

Nase ist unförmlich breit, die runden kleinen Augen verschwinden fast im Fett, und der kahle Kopf erinnert an den Schädel eines Welses. Der Kleine ging, sich die Nase wischend, hinter ihm her, während der Hund unsere Füße beroch, gähnte und sich an die Kirchhofsmauer hinstreckte.

„Hast Du gesehen?“ brummte Konew. „Nein, in Rußland ist das Volk viel umgänglicher, ganz gewiß! . . . Doch mal!“

Hinter der Mauerbiegung lassen sich dumpfe Schläge und Weibergeschrei vernehmen; wir stürzen dahin und sehen eine recht bewegte Szene: Der große Kozkaarige sitzt rittlings auf dem Putsch aus Bensa, schreit auf ihn los und schlägt ihn, höchst vergnügt die Hiebe zählend, mit seiner schweren Hand über die Ohren; die Frau aus Njasan bemüht sich vergeblich, den Kozkopf vom Rücken her anzugreifen, ihre Freundin kreischt, und alle übrigen sind aufgeprungen, stehen in Haufen da, lachen und schreien . . .

„So ist's recht!“ ruft irgend jemand.

„A—h—h—h!“ zählt der Kozkopf.

„Wofür denn?“

„Sech's!“

„Hör' auf! Ach, seid ihr Menschen!“ ruft Konew erregt und springt auf einer Stelle herum.

Schlag auf Schlag sausen die flatschenden flachen Hiebe nieder; der Putsch wirft sich hin und her, stößt mit den Füßen, wühlt mit dem Gesicht in der Erde herum und wirbelt den Staub auf. Ein hochgewachsener, finsterner Mensch im Strohhut streift langsam die Hemdärmel auf und schüttelt seinen langen Arm, während ein bewegliches graues Kerlchen wie ein Spah auf die anderen los springt und halblaut seine Warnung hören läßt:

„Bringt sie auseinander! Man steck uns sonst alle ins Loch!“

Der Hochgewachsene tritt ganz dicht an den Kozkopf heran, wirft ihn mit einem Hiebe gegen die Schläfe von dem Rücken des Putschers hinunter und sagt, zu allen gewandt, in belehrendem Tone:

„Das war ein Tambover Hieb!“

„Ihr Schamlosen, ihr Arglistigen!“ schrie die Frau aus Njasan, während sie sich über den jungen Putsch neigte; ganz rot vor Erregung, trocken sie mit ihrem Kozspieß das blutüberströmte Gesicht des Geprügelten, wobei ihre dunklen Augen zornig blühten und zwischen den schmerzlich zuckenden Lippen die regelmäßigen Reihen der kleinen Zähne sichtbar wurden.

Konew begann um sie herumzuspringen und rief ihr:

„Hol' doch Wasser . . . gib ihm zu trinken, wach' ihn ab . . .“

Der Kozkopf kniete auf der Erde, hielt dem Mann aus Tambov die Fäuste unter die Nase und schrie:

„Warum hat er geprahlt daß er so stark ist?“

„Darum schlägt man doch nicht gleich so grob!“

„Und Du — wer bist Du denn?“

„Ich?“

„Ja, Du!“

„Ich geb' Dir gleich noch 'ne zweite Dachtel . . .“

Die anderen stritten leidenschaftlich darüber, wer schuld an der Prügelei sei, der bewegliche Graue aber rang förmlich die Hände und flehte sie an:

„So hört doch auf zu lärmeln! Wir sind in 'nem fremden Lande . . . man ist hier so streng . . . ach, mein Gott! . . .“

Seine Ohren standen ganz seltsam ab — man konnte meinen, daß er, wenn er wollte, die Augen mit ihnen bedecken konnte.

Flüchtig klang, alle Stimmen überhörend, Glockengeläut zu dem im Abendrot erstrahlenden Himmel empor. Zu gleicher Zeit erschien ein junger Kosak, ein Putsch mit dichtem Schopfe und runden, ganz mit Sommerproffen besäten Gesicht, mit einem Knüttel in der Hand mitten in der Menge.

„Was soll der Lärm, ihr Halunken?“ fragte er gutmütig.

„Einen Menschen haben sie blutig-geprügelt!“ sagte voll Ingrimm die schmutze Njasanerin.

Der Kosak sah sie an und lächelte.

„Wo schlafst ihr?“

„Dier,“ sagte jemand unsicher.

„Das geht nicht. Ihr brecht schließlich noch in die Kirche ein . . . Marsch, ins Militärhaus, dort wird man euch auf die Häuser verteilen.“

„Das läßt sich hören!“ meinte Konew, der neben mir herging.

„Das ist doch immer ein Quartier . . .“

„Sie halten uns für Diebe,“ sagte ich.

„Dafür halten sie uns überall! 's ist mal nicht anders: die Vorsicht gebietet es. Von fremden Leuten muß man immer annehmen, sie sind Diebe . . .“

Die Frau aus Njasan ging mit dem verprügelten Putsch vor uns her; er war ganz kleinlaut geworden und murmelte irgend etwas Unverständliches vor sich hin, während sie den Kopf hoch trug und eindringlich, im Tone einer Mutter, auf ihn einsprach:

„Du bist noch jung, Du darfst Dich nicht mit Räuberpad abgeben . . .“

Langsam und feierlich hallten die Glockenlänge, und uns entgegen kamen von den Höfen sauber gekleidete alte Männer und Frauen; die leere Dorfstraße belebte sich, und die niedrigen Häuschen blickten fremdlicher.

Eine hellklingende Mädchenstimme rief laut:

„Mutt . . . Mütterchen! Wo ist der Schlüssel vom grünen Kasten? Ich will die Bänder herausnehmen . . .“

Die Ochsen brüllten, und ihr Brüllen klang wie ein dumpfes Echo des Glockengeläuts.

Der Wind hatte sich vollends gelegt; über dem Dorfe zogen still die roten Abendwolken hin, und auch die Gipfel der Berge färbte ein rötlicher Hauch — es schien, als seien sie im Schmelzen begriffen, als ergössen sie sich in goldig flammenden Strömen über die Steppe, wo, wie aus Stein gemeißelt, auf einem Weine der Storch steht und auf das leise Rauschen der vom Tage ermateten Gräser lauscht.

8.

Auf dem Hofe des Militärhauses nahm man uns die Pässe ab. Zwei von der Gesellschaft erwiesen sich als paßlos, sie wurden in eine Ecke des Hofes geführt und dort in einen dunklen kleinen Stall gesperrt. Alles geschah leise und in aller Ruhe, als sei es etwas Gewohntes, Alltägliches. Konew blickte wehmütig zum Himmel auf, der immer dunkler wurde, und brummte vor sich hin:

„Das ist doch sonderbar . . .“

„Was?“

„Das mit den Pässen zum Beispiel. Einen ruhigen, ehrlichen Menschen könnte man doch auch ohne Paß auf der Erde umhergehen lassen . . . Wenn ich unschädlich bin . . .“

„Du bist aber schädlich!“ sagte in überzeugtem, feindseligem Tone die Frau aus Kasan.

„Wieso denn?“

„Ich weiß schon, wieso . . .“

Konew lächelte und schwieg, die Augen schließend, still.

Rast bis zum Schluß der Abendmesse lagen wir im Hofe des Militärhauses herum, wie Hammel im Schlachthofe, dann wurden wir — ich, Konew, die beiden Frauen und der Burjake aus Penja — nach einer am Ende des Hofes gelegenen leeren Hütte mit eingedrückt Wand und zerbrochenen Fenster Scheiben gebracht.

„Daß Ihr Euch nicht auf die Straße wagt!“ sagte der Kosak, der uns eskortierte — „sonst fliegt Ihr ins Loch.“

„Etwas Brot, möchten wir bitten . . . nur ein kleines Stückchen!“ bettelte Konew.

„Hast Du gearbeitet?“ fragte der Kosak ruhig.

„Ach, und wie viel!“

„Auch bei mir?“

„Bin nicht dazu gekommen . . .“

„Sobald Du dazu gekommen bist, werde ich Dir Brot geben . . .“

Sprach's und rollte, kurz und dick, wie er war, gleich einem Haß vom Hofe.

„Der hat mir's aber gegeben!“ murmelte Konew und zog verbucht seine Brauen hoch auf die Stirn empor. „Das ist ja ein richtiges Gannervolk, kurz gesagt . . . nun, nun!“

Die Frauen begaben sich nach dem dunkelsten Winkel der Hütte, wo sie, wie es schien, sogleich einschliefen. Der Penjaer tastete schnaubend die Wände und den Fußboden ab, verschwand dann und kehrte mit einem Arm voll Stroh zurück. Er machte sich auf dem festgestampften Lehm des Fußbodens ein Lager zurecht und legte sich, die Hände unter den zerschlagenen Kopf schiebend, wortlos nieder.

„Seht doch, was für ein pfißiger Kerl dieser Penjaer ist!“ rief Konew neidisch. „Geda, ihr Weibsbilder — es gibt hier Stroh im Hofe! . . .“

„So hol' doch welches!“ tönte es ärgerlich aus dem Winkel.

„Für euch?“

„Ja.“

„Gut, ich will mal zusehen.“

Er saß noch ein Weilchen auf dem Fensterbrett und redete etwas von armen Leuten, die in die Kirche gehen und zu ihrem Gott beten wollten, und die man statt dessen in einen Stall gesperrt habe. (Fortf. folgt.)

Kleines Feuilleton.

Vor 100 Jahren. Es war in Wien Ende Mai 1814, da traten in die Gaststube des „Römischen Kaisers“ zwei Männer und ließen sich Mittagessen bringen. Nach beendeter Mahlzeit ergriff der eine — er war von kleiner Gestalt, nachlässig gekleidet, und sein graues Haar hing ihm wirt ins Gesicht — die Speisefarte und zog auf ihrer Rückseite Linien; immer fünf Linien folgten in geringen Abständen, die dann durch allerlei seltsame Punkte und Striche belebt wurden. Nachdem der Gefährte diesem Treiben geraume Zeit zugehört hatte, begehrt er zu geben. Doch der Schreibende ließ sich nicht stören und manche Viertelstunde verrann, bis er sich erhob, die Speisefarte an sich nahm und den „Römischen Kaiser“ verließ. — Diese Speisefarte ist unssterblich geworden — aber durch ihre Rückseite.

Drei Tage darauf war im Kärlstheater das Orchester zur letzten Probe einer neu einstudierten Oper versammelt, die am nämlichen Abend aufgeführt werden sollte. Noch hatten die Orchestermitglieder die neue Ouvertüre dazu nicht in Händen, und man erwartete sie lange Zeit vergeblich. Schließlich wurde in die Wohnung des Komponisten geschickt; aber der lag fest schlafend im Bette, und das neue Werk war in einzelnen Noten-

blättern über Bettdecke und Fußboden verstreut. Neben dem Lager standen Erfrischungen und ein ganz ausgebranntes Licht verriet, daß bei seinem Schein bis in die Nacht hinein gearbeitet worden war. Natürlich mußte am Abend ein älteres Werk als Vorspiel benutzt werden, und erst drei Tage darauf wurde die neue Ouvertüre vor die Öffentlichkeit gebracht. Es war die in E-dur zur Oper „Fidelio“; der Schreibende, der die Speisefarte im „Römischen Kaiser“ zu Notierungen benutzt hatte und der am Morgen der Aufführung die Zeit verschlafen hatte, war Ludwig van Beethoven.

Einige Wochen später schritt ein junger Mann von zwanzig Jahren über die Schwelle des Gartensteins Hauses an der Möllerbastei, in dem sich Beethovens neue Wohnung befand. Unter dem Arm trug er ein Bündel Notenblätter, die er dem Meister vorlegen wollte. Der junge Mann war Ignaz Moscheles, der beauftragt worden war, einen Klavierauszug des „Fidelio“ zu schreiben. Da Beethoven die Bedingung gestellt hatte, die Arbeit dauernd überwachen zu können, so brachte ihm Moscheles auch an diesem Morgen wieder einige Sätze zur Durchsicht. Als er des Meisters Zimmer betrat, sprang dieser aus dem Bette und machte sich gleich über die Notenblätter her. Gut gelaunt trat er ans Fenster und besprach mit dem jungen Manne dort einige Verbesserungen. Bald war das Fenster, das auf die Möllerbastei hinaus ging, von einer Schar Straßenjugend umstellt; hatte doch Beethoven in allem Eifer vergessen, daß er nur mit dem Nachthemd bekleidet war . . .

Kurz darauf hatte Moscheles den Klavierauszug fertig gestellt. Unter die letzte Fermate hatte er die Worte „Fine mit Gottes Hilfe“ gesetzt und dann das Werk in der Wohnung des gerade abwesenden Beethoven zur endgültigen Durchsicht abgegeben. Als er den Klavierauszug zurück erhielt, fand er unter seiner Schlußbemerkung von Beethovens Hand folgende Eintragung:

„O Mensch, hilf dir selber.“

Aus dem Tierleben.

Schicksale von gefressenen Tieren. Der gewöhnliche Lauf der Dinge ist bekanntlich der, daß, wenn ein Tier das andere auffrisst, der Fresser am Leben bleibt, der Gefressene stirbt. Daß es unter Umständen auch umgekehrt sein kann, lehren ein paar Beobachtungen, die in den letzten Nummern der „Allgemeinen Fleischerzeitung“ mitgeteilt wurden. Nicht allzu überraschend ist vielleicht, daß gelegentlich Tiere an den Weiteitiden, die sie verschlingen wollen, ersticken. So kann man an jungen Hechten, die im Aquarium bei ungenügender Nahrung gehalten werden, und unter denen dann die etwas größeren über ihre kleineren Artgenossen herfallen, mitunter die Erfahrung machen, daß der Fresser mitten in der Mahlzeit, d. h. dann, wenn der erbeutete kleinere Hecht gerade etwa zur Hälfte hinabgewürgt ist, zugrunde geht, ohne Zweifel dadurch, daß die Kiemen infolge der überstarken Anfüllung des Mauls nicht mehr genügenden Zutrom von Atemwasser erhalten können. Die Verzahnung des Fischmaules ist ja ohnehin so eingerichtet, daß die Beute viel besser hinein- als hinausbefördert werden kann; kommt nun hinzu, daß der hineinwandernde Fisch mit seinem Schuppenkleid jeglichem Auspeien Widerstand entgegensetzt, so kann leicht zum Schaden des Fressers der Moment eintreten, wo es kein Vorwärts und kein Rückwärts mehr gibt. Ähnlich erging es den Tauchern (*Pooides minor*), von denen ein Beobachter ein Exemplar, ein anderer sogar 14 oder 15 tot auffand, jeder war an einem Koppen (*Cottus gobio*) erstickt. Denselben Schicksal war auch ein grünfüßiges Teichhuhn (*Gallinula chloropus* und ein Wasserhuhn (*Fulix atra*) verfallen, zwei Vögel, die im Gegensatz zum Taucher sich nur gelegentlich an Fischnahrung heranmachen.

Viel überraschender als dieses Sterben des Fressers ist das Ueberleben der Gefressenen. Knut Dahl, der eines Morgens eine Anzahl Forellen fing, fand am Abend in den Mägen eine beträchtliche Anzahl Kleinkruster (*Cyclops*) sowie Ceratopogonlarven, also Tiere, die normalerweise im Wasser leben, und von Forellen gefressen waren, bei bestem Wohlsein. Dieselbe Erfahrung machte er am folgenden Tage an abends zuvor gefischten Forellen. Es ergab sich somit, daß die Tiere, nachdem sie von einem Fisch gefressen sind, noch mehr als 12 Stunden leben können. Diese Feststellung ist von hohem Interesse, einmal wegen der Möglichkeiten für die Verbreitung der Tiere, sodann auch vom Gesichtspunkt der natürlichen Anpassungen der Organismen an die ihnen drohenden Lebensschicksale. Einen wesentlich spezielleren Fall, der jedoch durch das Vorstehende sogleich um vieles erklärlicher erscheint, stellt ein wohl einzig dastehender Fang dar, der vor einiger Zeit in Württemberg in Lothringen gemacht wurde. Beim Abfischen eines Weibchens fand man in einer etwa 50 Zentimeter langen Seeforelle eine Ringelnatter. Der Fisch hatte zweifellos versucht, die Schlange zu verschlingen; diese durchbrach aber die Bauchwand ihrer Begnerin und ragte nun mit dem Kopfende fast 20 Zentimeter aus ihrem unteren Teil heraus, während das Schwanzende im Maul der Forelle festhing. Beide Tiere waren noch am Leben, und das seltsame Paar wurde in Spiritus aufbewahrt. Wäre es nicht in die Hände der Fischer geraten, so wäre vermutlich die Schlange ohne nennenswerten Schaden mit dem Leben davon gekommen, der Fisch aber wäre verendet.